

Waldtraut Lewin

Nenn mich nicht bei meinem Namen

Ein Mädchen an Bord der Exodus





## AUTOR

Waldtraut Lewin, geboren 1937, studierte Germanistik und Theaterwissenschaft in Berlin und arbeitete als Opernübersetzerin, Dramaturgin und Regisseurin zunächst am Landestheater Halle und dann am Volkstheater Rostock. Seit 1978 arbeitet sie als freischaffende Autorin von Romanen, Hörspielen und Drehbüchern, für die sie zahlreiche Auszeichnungen erhielt.

Von Waldtraut Lewin ist im cbj Taschenbuch außerdem erschienen:

**Leonie Lasker, Jüdin. Die drei Zeichen**  
(40003)

**Leonie Lasker, Jüdin. Welt in Flammen**  
(40020)

**Der Wind trägt die Worte. Geschichte und Geschichten der Juden** (40241)

Und im cbj Hardcover:

**Der Wind trägt die Worte. Geschichte und Geschichten der Juden von der Neuzeit bis zur Gegenwart** (13483)

Waldtraut Lewin

# Nenn mich nicht bei meinem Namen

Ein Mädchen an Bord der  
Exodus





cbj ist der Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Pamo House* liefert Arctic Paper Mochen-  
wangen GmbH.

1. Auflage

Originalausgabe Dezember 2014

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe

cbj Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Lektorat: Burkhard Heiland

Umschlagbild: Shutterstock Images LLC

(Oleg Gekman, joesayhello, ChameleonsEye)

Umschlaggestaltung: \*zeichenpool, München

KK · Herstellung: CB

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-570-40228-3

Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

*Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist.*

(David Ben-Gurion,  
erster israelischer Ministerpräsident)



# Erster Teil: Die Suche





Sie weiß nicht, wie lange sie in diesem Verschlag neben den Heizungsrohren zugebracht hatte. Sie hatte aufgehört, die Wochen zu zählen. Aber es musste länger als eine Jahreszeit gewesen sein, denn als sie hierher gebracht wurde, waren diese Leitungen noch kalt. Dann begann man mit dem Heizen, und es wurde unerträglich heiß neben den gluckenden Rohren. Nun sind sie wieder erkaltet. Tot und kalt.

Und doch war es jetzt noch einmal heiß gewesen. Heiß zum Ersticken. War es vor Stunden, war es vor Tagen, als die Stimmen noch da waren?

Sie konnte sich, falls niemand kam, frei in diesem Keller bewegen, hörte die Schritte der Passanten von der Straße über den zur Verdunkelung schwarz gestrichenen Fensterluken, ihre Reden, ihr Lachen.

Wenn die Leute kamen, ihrer Sicherheit wegen, musste sie sich verbergen. Musste ins Versteck.

Und die Leute kamen immer häufiger, immer, wenn die Sirenen geheult hatten. Es war ein Luftschutzkeller, in dem sie hauste.

Ihr Versteck – ein Hohlraum hinter einem beweglichen Regal mit verbeulten Blechbüchsen. Niemand außer dem alten Mann wusste, dass sich dieser Hohlraum,

durch den die Rohre der Heizung führten, dahinter befand. Es war wenig Platz. Sie musste von innen einen Riegel vorschieben, den durfte sie erst lösen und herauskommen, wenn der alte Mann kam und es ihr sagte, nach der Entwarnung, wenn die Leute fort waren.

Sie musste den Kopf fest in den Flausch des Mantels pressen, denn sobald die Leute kamen, begann sie oft ein Husten zu quälen, und je mehr sie versuchte, ihn zu unterdrücken, desto stärker wurde der Reiz. Und man durfte sie nicht hören. Um den Preis des Lebens nicht.

Eigentlich war es ja von draußen her laut genug, um andere Geräusche zu übertönen; das tiefe Brummen der Bomberanflüge, die dumpfen Einschläge nah und fern, das Heulen und Pfeifen, wenn in nächster Nähe eine Bombe niederging und die Mauern erzitterten, dazu die Schreie, das Weinen und die Gebete in diesem Keller. Trotzdem hielt sie sich an die eiserne Regel: Man darf dich nicht hören. Vielleicht ein winziger Moment der Stille, ein Atemholen aller, eine Pause zwischen den Detonationen, und schon wäre sie verraten gewesen. Und ausgeliefert.

Sie stand mit bebenden Knien hinter dem Regal mit den Blechbüchsen, eingezwängt zwischen den Rohren; ganz gewiss wäre sie zu Boden gesunken, wäre der Platz nicht so eng gewesen. Den Rücken an die Mauer gelehnt, vor sich das Holz der Rückwand des Regals. Eingezwängt wie in einem eisernen Käfig.

Früher, als die Angriffe nicht in solcher Nähe statt-

fanden, hatte sie versucht, den Unterhaltungen der Kellerinsassen zu lauschen, schnappte Brocken auf. Es war nichts Hilfreiches für sie. Die Leute machten sich gegenseitig Mut. »Der Führer weiß schon, was er tut!«, und »Es ist fünf vor zwölf! Dann holen wir zum großen Schlag aus!«, und »Die V1 und die V2 sind in Arbeit.« (Das waren wohl irgendwelche neuen gewaltigen Waffen.) Und immer wieder Worte wie »Endsieg« oder »Vergeltung«. Dann mochte sie nicht mehr hinhören. Hielt sich die Ohren zu. Manchmal waren da auch die verzerrten Klänge eines Radios mit Nachrichten. So sehr sie sich auch anstrengte, es gelang ihr nicht, irgendein Wort zu verstehen.

Dann kamen die Angriffe häufiger, und wenn die Mauern erbeben, hörten die Leute auf, zu reden. Sie schrien auf, weinten, gebetet wurde nicht mehr. Das Radio war längst verstummt.

Die nächste Verwandlung war, dass sich das Tosen und Dröhnen draußen verändert hatte. Die Bedrohung kam nicht mehr nur aus der Luft. Keine Bomber. Eindeutig Bodengeschütze, das rhythmische Donnern von Kanonen. Es dauerte. Es dauerte.

Einmal sagte jemand: »Die Russkis, diese Schweine, schießen Berlin sturmreif. Gnade uns Gott, wenn die durchkommen. Da bleibt keine Frau verschont. Da helfen auch keine weißen Fahnen.« Er wurde niedergezischt von den anderen. Sie nahm es in halber Ohnmacht wahr in ihrem Verschlag. Irgendwer sagte wieder: »Endsieg.«

Doch es wurde weiterbombardiert. Die Leute kamen eigentlich gar nicht mehr aus dem Keller heraus.

Und Eliane hat es oft kaum geschafft, den Emailbecher mit Wasser entgegenzunehmen, den der Alte ihr brachte.

Dann geht alles ganz schnell. Die Wucht eines donnernenden Einschlags, ganz in der Nähe. Eine Brandbombe. Das Mauerwerk knirscht.

Kinderweinen, Kreischen, das Scharren von Stühlen, das Schleifen von Gegenständen, das Stapfen vieler Schritte. Jemand schreit gellend: »Raus hier, raus!«, wer anders: »Volltreffer! Das Haus nebenan!«

Staub und Hitze dringen durch die Ritzen ihres Verstecks. Sie ringt nach Luft, kann ihr Husten kaum beherrschen.

Dann war auch das vorbei. Aber keine Entwarnung. Keine Sirene, die das Ende des Angriffs meldete.

Bebend am ganzen Leib, wartete sie auf das Zeichen, das kurze Klopfen, das ihr sagte, sie könne die Verriegelung lösen und herauskommen in den Kellerraum. Sie wusste, das konnte dauern. Manchmal Stunden. Der alte Mann trug Sorge um sie. Der alte Mann mit der Armbinde und dem Abzeichen am Aufschlag des Rockes. Der Blockwart. Hätte man ihn erwischt dabei, dass er jemanden wie sie versteckt hielt, wäre auch er verloren gewesen, das hatte er ihr immer wieder eingeschärft in den wenigen Augenblicken, in denen er bei ihr war.

Aber er kam nicht.

Sie spürte, wie die Mauer hinter ihr die Hitze verlor, wie sie selbst langsam erstarrte, hörte das Knacken und Knistern im Holz des Regals, das hohle Rauschen in den Röhren, durch die Luft pffft. Endlich ließ sie ihrem Husten freien Lauf, bog sich unter qualvollen Krämpfen. Tränen hinter ihren Augenlidern.

Sie wartete und wartete. –

Das Wasser ist längst ausgetrunken. Noch während des Angriffs. Sie hat Durst, entsetzlichen Durst, und sie muss dringend. Trotzdem wagt sie es nicht, den Riegel zu schieben und das Regal beiseitezurücken. Sie denkt an den Alten. Er riskiert sein Leben für sie. Sie kann nicht herauskommen.

Dieses Versteck ist das letzte nach einer ganzen Reihe anderer Verstecke, in die man sie gebracht hat. In Wohnungen, in Speisekammern, auf Dachböden, in Gartenlauben. Getrennt von ihren Eltern, ein Mädchen von damals elf Jahren, und bei Nacht und Nebel immer weitergereicht, von Fremden zu Fremden. Die Schlupfwinkel wurden immer schlechter, die Leute immer ängstlicher und unfreundlicher. Bis sie an diesen alten Mann und seinen Luftschutzkeller geraten war.

Zu Anfang war es hier noch auszuhalten.

Nach der Entwarnung konnte sie früher oder später wieder aus ihrem Verlies heraus. Da, im muffig riechenden Luftschutzraum, gibt es eine Liege, eigentlich eine Trage für Sanitäter, falls irgendjemandem schlecht wird

oder er einen Herzanfall bekommt, und einen Stapel Decken; darauf kann sie schlafen. Über der Liege hängt eine trübe Glühbirne ohne Lampenschirm.

Sie weiß nicht, wann Tag ist, wann Nacht. Aber wahrscheinlich ist es Nacht, wenn der alte Mann herbeischleicht, sie zu der stinkenden Toilette auf dem Kellergang führt, ihr Wasser bringt oder dünne Magermilch, Brot mit Marmelade oder Margarine. Er wartet, bis sie alles verzehrt hat, um die Gefäße wieder mitzunehmen. Es ist das einzige Mal innerhalb eines Zeitraums, dass sie die Bedürfnisse ihres Körpers befriedigen kann. Es ist auch schon vorgekommen, dass er mit einer Waschschißel aus angesprungenem Steingut, Seife und einem Handtuch erschien und dann, das Gesicht abgewandt, ausharrte, bis sie sich gewaschen hatte.

Laut gesprochen wird nichts. Höchstens geflüstert, und sie weiß nicht einmal, ob ihre Stimme überhaupt noch vorhanden ist. Wenn sie etwas fragen will, schüttelt er unwillig den Kopf und drückt den Finger gegen die Lippen. Aber sie fragt es doch: »Wie lange noch?« Doch darauf gibt er keine Antwort. Und das Einzige, was er sagt, immer wieder, und in beschwörendem Ton: »Du vergisst mich nicht, wenn alles vorbei ist? Nein, du vergisst mich nicht!«

*Wenn alles vorbei ist! Was soll das bedeuten?*

Auch wenn die Waffen aus der Luft und zu Lande eine andere Sprache sprechen: Sie hat nie gehört, dass dieses »Vorbeisein« etwas anderes sein könnte als der Sieg. Einmal, als sie in einer Laube war, fand sie auf dem

Plumpsklo im Garten, das sie nachts benutzen konnte, ein Stück zerrissenen Zeitungsbogen. Auf der einen Seite waren Todesnachrichten von gefallenen Soldaten. »In stolzer Trauer«. »Für Führer und Vaterland«. Auf der anderen ein Teil eines Berichts vom siegreichen Vormarsch der deutschen Wehrmacht auf eine Stadt, die Leningrad hieß.

In dieser Laube sagte ihr auch jemand etwas über ihre Eltern. Etwas Schreckliches, das sie vergessen wollte. Seitdem hat sie es aufgegeben, nach Mutter und Vater zu rufen des Nachts, aufgegeben, zu hoffen. Sie vegetiert dahin. Aber *das* weiß sie noch. Was ihre Mutter ihr gesagt hat: Du musst leben, Eliane. –

Eines war hier für sie hier in diesem Keller genauso lebenswichtig wie Essen und Trinken. Ab und zu bei seinen Besuchen zog der alte Mann aus seiner Tasche ein abgewetztes, zerfleddertes, schmutziggelbes Büchlein hervor und legte es, ohne ein Wort zu sagen, auf das Regal neben die Konservenbüchsen. »Damit du nicht verrückt wirst hier drin!« Es sah nicht so aus, als würde er die Bücher selbst lesen.

All die Werke im lappigen Pappeinband waren Reclam-Ausgaben. Auf der Rückseite der Heftchen stand in dünner Handschrift: »Ausgesondert. Stadtbibliothek Süd.« Und halb darüber war ein runder Stempel mit einem Hakenkreuz. Sie machte sich keine Gedanken, was das heißen sollte. Es schadete ja dem Inhalt nicht.

Und so saß sie unterm schwachen Licht der Deckenlampe und las, die Augen schmal gekniffen wegen der ungenügenden Helligkeit. Las, was immer der alte Mann ihr brachte. Etwas von Shakespeare und Märchen der Brüder Grimm, Sprüche von einem gewissen Konfuzius, nordische Göttersagen, und eine Abhandlung über die germanische Rasse.

Das war das Leben da draußen.

Ja, es half gegen das Verrücktwerden.

Der Durst ist entsetzlich. Wie lange ist der Becher schon leer? Die Zunge klebt ihr am Gaumen und der würgende Husten macht alles noch schlimmer.

Niemand kommt, sie zu erlösen. Vielleicht sind sie alle tot, ausgelöscht, wegradiert von der Erde. Vielleicht ist sie die Letzte, die noch fehlt in all dieser Vernichtung. Warum soll ausgerechnet sie überleben? Ihre Hand tastet nach dem Riegel. Zögert noch.

»Du vergisst mich nicht, wenn alles vorbei ist?«

Aber vielleicht ist ja schon alles vorbei. Für sie, so beschließt sie, ist es jetzt vorbei.

Mit beiden Händen zieht sie den Riegel zurück. Schiebt mit der letzten Kraft, die ihr verblieben ist, das Regal beiseite, kann sich nicht auf den Füßen halten, taumelt, stürzt in den Kellerraum, landet auf Händen und Knien, verletzt sich die Handballen an den Unebenheiten des Bodens, blutet, erhebt sich.

Sie sieht sich um.



Der Raum ist leer. Die Stahltür zum Kellergang steht sperrangelweit offen. Und Licht kommt herein. Tageslicht.

Und Luft. Bewegte Luft. Keine gute Luft, sie ist heiß und brandig, aber wenigstens keine, die so still steht wie ein bleierner See. Sie saugt sie tief in ihre Lungen. Wie auch immer diese Luft beschaffen sein mag – ihr Husten ist fort. Der Husten, der die Angst war, husten zu müssen.

Ist das wichtig? Jetzt zählt nur eins: Wasser finden.

Sie stützt sich an der Wand ab, tappt auf den Kellergang.

Wasser. Hat er sie nicht immer zu dieser Toilette geführt, der Alte, der jetzt genauso vom Erdboden verschwunden ist wie offenbar alle, die hier wohnten?

Dann hört sie es. Tropfen für Tropfen für Tropfen. Träge, langsam.

Sie stürzt taumelnd dahin, woher das Geräusch kommt. Fühlt im Dämmern mit den Händen. Ja, da ist es nass. Ein zerbrochenes Rohr, wozu es auch immer gehört haben mag, sendet seine letzten Vorräte hinaus – für sie.

Sie fängt es mit den Händen auf, leckt, schlürft, ist dann mit den Lippen an der »Quelle«. Brackwasser, eisenhaltig, faulig schmeckend. Aber Wasser.

Alles egal. Nur nicht verdursten. Auch ihr Gesicht ist jetzt nass. Welche Wohltat. Doch nun, da der schlimmste Durst gestillt ist, meldet sich der Hunger. Wann hat sie das letzte Mal eine Handvoll gekochter kalter Graupen

bekommen? Lange vor dem Wasserbecher – und wann war das gewesen? Sie weiß es nicht mehr ...

Aber: Da ist der Ausgang. Alle Türen sind offen, klaffend hängen sie in den Angeln. Wie heiß es ist! Und Licht beißt in den Augen, sie tränen.

Während sie sich weiterhin an der Wand vorwärts tastet, entdeckt sie einen Karton, verbeult, verdreht, voller gelblicher Pappbändchen mit dem Stempel auf der Rückseite. Das war also der »Vorrat« des alten Mannes. Da hat er wahllos herausgegriffen, was er ihr gegeben hat ...

Sie versucht, sich gerade zu halten.

Tut, was ihre Mutter sie gelehrt hat, bevor sie sich verloren. Die Worte des Protestes. Die Worte der Selbstbehauptung.

Sie sagt mit ihrer verrosteten Stimme (Ja, sie kann wirklich noch reden!): »Ich bin Eliane Loew, eine Jüdin. Ich trage euren Stern nicht.« Als sie klein war, hat sie den Satz nicht verstanden. Auch die Erklärung der Mutter hatte sie vergessen. Inzwischen weiß sie, was es bedeutete. Es ging um eine Chance ...

Sie tritt hinaus in das Sonnenlicht, das sie wie ein Peitschenhieb trifft. So schmerzhaft. So anders.

Vor der Tür versagen ihr zunächst die Knie.

Diese Stille. Keine Sirene, kein Heulen und Pfeifen von Bomben, kein Donner von Geschützen. Mörderische Stille, die in den Ohren wehtut.

Sie sieht sich um.

Die Welt besteht aus Trümmerbergen, Fassaden, hinter denen nichts wohnt, krummen verbogenen Straßenbahnschienen und Stahlträgern, schiefen Bögen vor einem strahlend blauen Himmel.

Und hinter ihr ...

Aus diesem Schutthaufen ist sie hervorgekommen. Dieses Loch hat sie eben verlassen, ohne nach rechts oder links zu sehen. Jetzt entdeckt sie die Reste einer Treppe mit fehlendem Geländer und große Breschen in den Mauern. Sie legt den Kopf in den Nacken. Da oben sieht alles aus wie mit Ruß überzogen. Da wohnt keiner mehr.

Das Haus nebenan ist eine rauchende, stinkende, schwelende Ruine.

Sie macht ein paar zögerliche Schritte in Richtung auf die Straße, soweit das denn als Straße erkennbar ist. Auch das Sonnenlicht ist heiß. Was für eine Jahreszeit mag es sein? Frühling vielleicht? Sie steckt in dem Flauschmantel, einem rosa Flauschmantel, verdreckt nun, den man ihr gegeben hatte, zu einer Jahreszeit, als es kalt wurde. Wie lange ist das her? Die Ärmel reichen nicht einmal mehr bis zu den Handgelenken, und der Stoff spannt über der Brust, auch wenn sie, wie jetzt, die Knöpfe nicht geschlossen hat. Wozu braucht man in dieser warmen Hölle einen Flauschmantel? Sie streift ihn von den Schultern, erinnert sich, dass das Heftchen noch in der Tasche steckt, das ihr der Alte zuletzt gege-

ben hat, holt es heraus. »Friedrich von Schiller. Gedichte.« Lässt den Mantel liegen.

Dann sieht sie den alten Mann. Sie erkennt ihn zunächst an der Armbinde. Seine Fußspitzen schweben über dem Boden. Um den Hals hat man ihm ein Schild gebunden, was darauf steht, mag sie nicht lesen. So nah geht sie nicht heran. »Du vergisst mich nicht, wenn alles vorbei ist?« Nun ist alles vorbei, jedenfalls für ihn.

Sie sieht ihn an. Er ist tot. Er hat sich um sie gekümmert. Aber sie empfindet nichts. Sie ist unfähig etwas zu empfinden.

Man muss sich auf den Weg machen, irgendwohin. Fort von hier.

Sie klettert über Trümmerberge, die den Durchgang versperren. Wankt der Boden? Nein, sie selbst wankt. Wie lange hat sie ihren Körper nicht mehr anstrengen müssen? Nur die Schritte im Kellerloch hin und her.

Der Schweiß bricht ihr aus. Sie hockt sich neben einer Hausmauer hin und macht die Augen zu für einen Moment.

Ich bin Eliane Löw. Was ist das hier, wo ich bin? Die Stadt, in der ich früher einmal gelebt habe, als Kind?

Unvorstellbar, dass dies eine normale Straße war, mit Wohnhäusern, mit Geschäften vielleicht, und eine Straßenbahn muss ja hier auch entlanggefahren sein – diese Schienen, die der Schutt hin und wieder freigibt ...

Aber vielleicht ist sie ja auch in einer ganz anderen Stadt. Man hat sie immer bei Nacht und Nebel von ei-

nem Ort zum anderen gebracht, wie ein Stück Schmuggelware. Ja, Schmuggelware war sie, wenn auch eine, die den Schmugglern nur Gefahren brachte, keine Verdienste.

Eliane legt noch einmal den Kopf in den Nacken, sieht nach oben. Da entdeckt sie merkwürdige Dinge. An einer Hausmauer, die emporragt wie eine einsame Felsklippe, hängt ein grüner Kachelofen. Ein Puppenwagen steht auf einem Vorsprung, wie auf einer Veranda, er schwebt da mit zwei Rädern überm Abgrund. Oder ist es sogar ein Kinderwagen?

Nach und nach, als gäbe man ihren Augen die Sehschärfe zurück, entdeckt sie Einzelheiten in Trümmern. Wie wenn man im Herbstwald auf Pilzsuche ist, und zunächst gar nichts findet, bis man den richtigen Blick dafür entwickelt.

Verbeulte Kochtöpfe aus buntem Email. Ein roter blecherner Trinkbecher. Scherben. Viele Scherben. Ist das da ein Puppenhaus? Mit so einem Puppenhaus hat sie gespielt, als sie noch ein richtiges Menschenkind war mit richtigen Eltern in einer richtigen Wohnung.

Aber das hier sind keine Wohnungen mehr. Nur Überbleibsel. Und Menschen fehlen erst recht. Die mussten in einen anderen Teil der Welt ziehen.

Sie geht.

Gehen ist eine schwere Arbeit, das merkt sie jetzt. Selbst wenn der Boden so glatt und eben wäre wie in einem Tanzsaal, fiel es ihr schwer, aber hier, zwischen

Trümmern und Brocken, Löchern und Stolperfallen jeder Art, müht sie sich mit ausgestreckten Armen, um die Balance zu wahren, und taumelt wie eine Betrunkene. Ihre Füße stecken in Schuhen, die ihr eigentlich viel zu klein sind. Jemand hat irgendwann die Kappen abgeschnitten. Ihre Zehen ragen über die Sohlen hinaus.

Dann sieht sie zum ersten Mal Menschen. Sie liegen am Straßenrand und sind tot. So tot wie der alte Mann. Sie streift sie mit einem Blick. Müsste sie nicht entsetzt sein? Sie hat keine Kraft. Nichts regt sich in ihr. Es ist dumpf und wie taub in ihrem Inneren. Schrecknisse berühren sie nicht. Nur weiter.

Sie taumelt voran. Hebt den Kopf.

Da ist ein Straßenschild. Wirklich ein Straßenschild an einer Wegkreuzung. Sie muss lachen. Das Straßenschild stammt aus einer anderen Welt. Es hat nichts mit dem zu tun, was ist.

Trotzdem. Ein Straßenschild ist etwas Vertrautes. Also tragen sie ihre Füße an diesem Wegkreuz da entlang, wo das Schild behauptet, dieses sei die Hindenburgstraße.

Und dann – sie bleibt stehen vor Überraschung – ein Haus. Ein vollständiges und kaum beschädigtes Haus. Der Putz der Fassade ist zwar übersät von Löchern, als sei es von Ratten angeknabbert worden, aber es scheint bewohnt zu sein. Von einem der Balkons herab hängt ein Bettlaken. Ein weißes Bettlaken wie eine Fahne. Es ist eine Fahne. Die Fahne, so ruft sie aus ihrem Gedächtnis

ab, die besagt, dass man sich auf Gnade oder Ungnade ergibt. Das haben sie im Keller gesagt.

Man hat sich also ergeben.

Wenn sie jetzt hingehen würde zu diesem Haus, klopfen oder klingeln und ihren Spruch aufsagen: »Ich bin Eliane Loew, eine Jüdin. Ich trage keinen Stern«, was würde geschehen? Würde man sie ... umbringen? Ausliefern – aber ihr vorher noch zu essen geben? Oder ihr einfach nur die Tür zuschlagen vor der Nase?

Vorsichtig setzt sie Fuß vor Fuß. Geht an diesem Haus, diesem Fremdkörper inmitten der Zerstörung, vorüber.

Die Hindenburgstraße jedoch ist voller Überraschungen. Immer mehr heile Häuser tauchen auf zwischen den Trümmern. Immer mehr Fahnen. Weiße. Sogar rote, die haben in der Mitte, wo sonst der Kreis mit dem Hakenkreuz zu sein hätte, nur eine runde Stelle, etwas leuchtender.

Ist wirklich alles vorbei?

Inzwischen geht sie in der Mitte der Straße, wankend, taumelnd. Trifft keinen Menschen.

Von Zeit zu Zeit muss sie eine Pause machen, kann nicht mehr. Der Hunger bohrt wie ein Messer in ihrem Leib. Alles schwimmt. Sie lehnt sich dann irgendwo an, ob Trümmerhaus oder verschontes Gebäude, ist ihr gleich, ob die Mauer hält oder nicht. Sie ist viel zu schwach, wählerisch zu sein. Nimmt es, wie es kommt. Nur nicht länger verweilen. Gehen ist Hoffnung. Irgendwas wird sein.

Und ja, da ist etwas. Eine neue Farbe löst das Grau und das Rußschwarz, das Weiß und Rot ab. Eine Farbe, so wohltuend, wie laues Wasser sein kann. Die Farbe Grün.

Bäume, unversehrte Bäume stehen da, Bäume mit zarten jungen Blättern.

Sie erinnert sich: Zu der Zeit, als sie noch ein wirkliches Mädchen in einer wirklichen Familie war, las sie in einem Buch von Wanderern in der Wüste; deren von Hunger und Durst verwirrten Sinnen erschien das Bild einer Oase am Horizont, so wirklich, dass sie glaubten, nur noch wenige Stunden würden sie von dieser Rettung trennen. Aber da war nichts; wenn sie näher kamen, löste sich das Trugbild auf. Fata Morgana.

Und sicher ist dieses Grün so etwas. Eine Luftspiegelung. Kein Wunder, dass ihr erschöpfter Kopf nun beginnt, ihr derartiges vorzugaukeln.

Aber dann ...

Diese Fata Morgana ist belebt. Entsetzen schnürt ihr die Kehle zu. Uniformen!

Nein, man hat sich *nicht* ergeben!

Es ist keine Oase. Es ist eine Falle. Eine ganz und gar wirkliche Falle. Das Ende.

Ich bin Eliane Loew, eine Jüdin. Ich trage keinen Stern.

Eliane presst ihren Körper gegen eine Wand, sie möchte verschmelzen mit dem Stein. Leben, Leben!

Ist sie deshalb jahrelang hin und her geschoben worden von Versteck zu Versteck, ist sie nun, halb verhungert und ausgedörrt, durch die zerstörten Straßen gewankt,



um vor der Pistole eines SS-Manns zu stehen, nun, zum Schluss?

Zum Weglaufen fehlt ihr die Kraft. Ihre Knie versagen. Da ist ein Mauervorsprung, an dem sie sich festklammert.

Gesang dringt zu ihr herüber. Ja, die singen wohl immer. Die singen beim Morden. Irgendwer hat es ihr erzählt in den zahlreichen Verstecken, wo sie war.

Aber diese Töne klingen nicht nach Krieg und Tod. Sie klingen ... sanft, melancholisch. Sie strengt sich an, zu hören, was die singen. Die Sprache kommt ihr fremd vor. »Suliko«, hört sie, melodisch zweistimmig. Was ist Suliko? Sie hat das Wort noch nie gehört. Etwas, wonach selbst Mörder Sehnsucht haben können?

Gut. Besser, zu den Klängen von Suliko sterben als zu Marschmusik und »Oh du schöner Westerwald«, was die Braunen immer gesungen haben.

Mit aller Anstrengung des Willens löst sie sich von dem Vorsprung, an den sie sich klammert, und geht auf das Grün zu. Der Gesang wird lauter.

Da sind Uniformmäntel auf dem Boden ausgebreitet. Da sitzen drei Männer, die Mützen aus der Stirn geschoben, und singen zurückgelehnt mit halb geschlossenen Augen. Und zwischen ihnen, auf einer Stahlkiste, stehen Gläser, Flaschen, liegen Brot und Speck und Salzgurken.

Es ist alles egal. Vielleicht kann sie vor ihrem Tod noch einmal essen. Darum könnte sie ja bitten. Vielleicht haben sie so viel Erbarmen, wenn sie so schön von ... Suliko singen, dass sie nicht gleich schießen.

Im Näherkommen sieht sie: Diese Männer tragen keine SS-Uniformen. Auch keine Wehrmachtsuniformen. Es sind zwar Soldaten, aber sie sehen ganz anders aus. Sie tragen eine Art Bluse mit einem Koppel um die Taille.

Es sind gar keine Deutschen.

Es sind andere.

Naum Dawidowitsch Mandelstam, Offizier der Roten Armee, traut seinen Augen nicht.

Von Leningrad bis Berlin, viele Tausend Kilometer, haben sie sich hierher durchgekämpft, in Dreck und Blut, Schweiß und Feuer, haben getötet und sind selbst nur mit Mühe dem Tod entgangen, haben entsetzliche Dinge gesehen, von denen man lieber nicht träumen soll, und er, Mandelstam, hat zornig und stumm den Mord an den Juden Europas, seines Volkes, zur Kenntnis genommen.

Und nun, nachdem endlich alles aus und vorbei ist, hat er sich mit seinen beiden Freunden Pjotr und Aljoscha, beides Hauptleute wie er, zu einer kleinen privaten Siegesfeier zurückgezogen in diesen Park. Die beiden Letzteren können bald nach Haus, der Krieg ist vorbei. (Er, Naum, als Dolmetscher, hat noch zu bleiben und der Militäradministration zur Verfügung zu stehen.)

Er tippt erst Aljoscha, dann Pjotr auf die Schulter und weist mit dem Kinn in eine bestimmte Richtung.

Ihr Gesang ist abrupt verstummt, und sie sehen der Gestalt entgegen, die da auf sie zukommt, die Arme seitlich gestreckt, mühsam ihr Gleichgewicht balancierend.

»Was zum Teufel ist das? Ein Gespenst?«

Naum erhebt sich langsam, aber Aljoscha hält ihn zurück. »Vorsicht, Brüderchen! Die Nazis haben kleine Jungs verleitet, mit der Knarre auf Soldaten loszugehen oder mit der Panzerfaust auf unsere T 34! Das weißt du doch!«

»Aber das ist eindeutig ein Mädchen, und siehst du eine Knarre an ihr?«

»Vielleicht hat sie eine Handgranate irgendwo versteckt?«

Aljoscha zieht seine Pistole und entsichert, aber Naum Mandelstam macht eine abwehrende Bewegung.

»Die sieht nicht aus, als würde sie Handgranaten schmeißen. Die sieht aus, als würde sie gleich umfallen.« Mit behutsamen Schritten, um das Wesen nicht zu verjagen, nähert er sich und fragt auf Deutsch: »Wer bist du denn? Was willst du?«

Aber als wenn er unsichtbar wäre, bewegt sich das Mädchen – ja, es ist ein Mädchen! – an ihm vorbei. Ihr Blick nimmt ihn gar nicht wahr. Dieser Blick ist fest auf die Kiste mit den Lebensmitteln gerichtet, und darauf strebt sie zu.

»Sie hat Hunger!« Der blonde Pjotr will sich in den Weg stellen, aber Aljoscha, der seine Waffe wieder weggesteckt hat, sagt hastig: »Lass sie! Aber nur Brot! Ich habe solche in den KZs gesehen, die starben, wenn sie gleich ...«

Er verstummt, guckt seine beiden Freunde an.

Die drei mustern schweigend, was da angekommen ist:

dünn und verschmutzt, in einem Kleid, das die Knie freilässt, und Schuhen, die eigentlich nicht passen. Das Haar ist kurz, verschnitten, zerfranst, staubig, von dunklem Braun, und umrahmt ein schmales Gesicht mit unirdisch großen Augen.

Das Kind, das Mädchen, greift schlafwandlerisch nach dem Brot, das ihr Pjotr jetzt hält, sie packt es mit beiden Händen und beißt gierig hinein, die Augen nun geschlossen.

Sie stehen zu dritt und sehen zu.

»Das ist ein armseliges Geschöpf!«, sagt Naum leise.  
»Aus welchem Keller mag das entsprungen sein?«

»Eine Deutsche – eine Nazi-Kind! Die hatte sich vor uns versteckt, wie alle Deutschen! Die haben schließlich Angst vor unserer Strafe. Und nun füttern wir sie auch noch durch?« Aljoschas Hass auf die Deutschen ist kaum einzudämmen.

Naum legt ihm begütigend die Hand auf den Arm. »Du siehst doch, wie elend sie ist. Warte ein wenig, ich werde versuchen, mit ihr zu reden.«

Ein Aufschrei Pjotrs. »Nein! Das nicht! Davon krepierst du!« Denn das Mädchen hat nach der Wodkaflasche gelangt.

»Aber ich habe Durst!« Das sind die ersten Worte, die sie spricht.

»Verdammt, haben wir denn nichts anderes als Feuerwasser?«

Aljoscha greift zögernd nach der Feldflasche, die er ne-

ben seinem Mantel abgelegt hat. »Wasser. Aber das ist abgestanden. Seit mindestens gestern Abend nicht erneuert. Mir war nicht nach Wasser.« Er grinst.

»So gib es ihr doch!«

Und nun stehen sie wieder herum um ihren merkwürdigen »Besuch« und sehen, nach dem Essen, zu, wie sie trinkt, wie ihre Kehle sich auf und ab bewegt beim gierigen Schlucken, bis sie erschöpft, außer Atem, innehält, Schweißtropfen auf der Stirn.

Jetzt.

Naum Mandelstam baut sich vor ihr auf. Er ist nicht sehr groß, aber von imponierender Breite, und seine stahlgrauen Augen sind direkt auf einer Höhe mit den trostlos verirrten Augensternen seines Gegenübers. Er fasst das Mädchen an den Schultern (Haut und Knochen!) und sagt ihr ins Gesicht: »Erklär uns jetzt, wer du bist und woher du kommst. Wir können mir dir nichts anfangen. Du bist uns ein Rätsel.«

Und sie erwidert, mit einer Stimme, die ohne Klang ist: »Ich komme aus einem Keller. Ich heiße Eliane Loew, eine Jüdin. Ich trage keinen Stern.«

Von weiteren Fragen erlöst sie eine Ohnmacht.

Die Rotarmisten haben sie auf ihre Mäntel gebettet und sich selbst erst einmal mit einem Schluck Wodka gestärkt. So hatten sie sich ihre kleine Siegesfeier nicht vorgestellt. Unbeschwert sein für einen Moment wollten sie. Singen. Vergessen, was hinter ihnen lag. Und nun

spült ihnen dieser grässliche Krieg zum Abschied noch dieses Mädchen auf ihre Uniformmäntel. Das stört sie ...

»Sie hat gesagt, sie sei eine Jüdin ohne Stern und käme aus einem Keller?«, bedrängt Pjotr den Übersetzer.

Naum nickt. »Ja, das hat sie gesagt.«

»Aber das ist doch gar nicht möglich. Sie mussten diesen Stern tragen, alle, Kinder und Erwachsene. Und dann hat man sie alle deportiert und umgebracht«, sagt Aljoscha wütend und streicht sich die lange Haartolle unter die Uniformmütze. »Ich habe in den Lagern die Leichenberge gesehen. Ich weiß, wovon ich rede!«

»Aber die hier ist lebendig!«, entgegnet Naum nachdenklich. »Auch wenn sie ziemlich angeschlagen ist. Dieser Hunger! Dieser Durst!«

»Was hat sie da in ihrer Tasche?«, fragt Pjotr plötzlich.

Aus der Kleidertasche der Schlafenden hervorgerutscht ist die Ecke eines kleinen Büchleins in gelblichem Braun.

»Was ist das?«, fragt Aljoscha. »Eine Taschenbuchausgabe von Hitlers ›Mein Kampf‹?«

»Wieso denkst du immer noch, das ist ein Nazi-Kind?«, fragt Naum.

Aljoscha kneift die Lippen schmal. Er beugt sich herunter und zieht mit einer raschen Bewegung das Ding heraus. »Habe ich es nicht gesagt? Das ist ein Nazi-Kind! Die trägt ein Buch mit einem Hakenkreuz in der Tasche!« Wütend überreicht er es Naum.

Der sieht den Fund mit gerunzelten Brauen an. »Hm. Recht seltsam.«

Dann schüttelt er den Kopf. »Das Hakenkreuz, das hat nichts mit dem Inhalt zu tun. Das Buch stammt aus einer Leihbücherei. Die haben vielleicht alles, was sie registrieren wollten, mit so einem Hakenkreuz versehen. Da kann dies Mädchen nichts für. Denn das sind Gedichte. Gedichte von Friedrich Schiller. Den haben wir auch bei uns in der Schule gelesen.«

Aljoscha blättert darin. Plötzlich fällt ihm ein Zeitungsausschnitt entgegen: ein Bild mit ein paar Hitlerjungen, die lachend die Hand zum »Deutschen Gruß« erheben.

Er sieht in die Runde, und die beiden anderen starren ihn an. »Was ist das für ein Mädchen?«, murmelt Pjotr und schenkt sich den nächsten Wodka ein. »Warum hat sie so ein Bild? Kellerjüdin!«

»Weck sie auf!«, drängt Aljoscha. »Frag sie mehr! Wenn sie jüdisch ist – wie konnte sie da überleben? Hitler hat alle Juden umgebracht! Und warum liest sie Bücher, in denen ein Bild mit Hitlerjungen liegt? Und dann ... lass sie uns irgendwie wegschaffen!«

»Wegschaffen, was stellst du dir darunter vor?« Pjotr stemmt die Hände in die Hüften. »Willst du sie irgendwo – abliefern?«

Naum hat sich an dem Gespräch nicht beteiligt. Er hat sich die halb leere Wodkaflasche gegriffen und ist zu der Ohnmächtigen gegangen. Kniert nun neben ihr, beträufelt ihre Lippen mit der glasklaren Flüssigkeit.

Das Mädchen bewegt den Mund, schluckt, hustet,



Waldtraut Lewin

### **Nenn mich nicht bei meinem Namen**

Ein Mädchen an Bord der Exodus

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 12,5 x 18,3 cm  
ISBN: 978-3-570-40228-3

cbj

Erscheinungstermin: November 2014

#### Menschen ohne Heimat

Eliane, ein jüdisches Mädchen, hat in einem Kellerversteck die Nazizeit überlebt. Jetzt bleibt ihr, eltern- und heimatlos, nur eins: die Auswanderung nach Palästina. Doch wie soll sie ohne Papiere an Bord eines Flüchtlingschiffes gelangen? Schließlich verschafft ihr eine alte Dame eine jüdische Identität – unter der Bedingung, belastendes Material gegen die Nazis nach Palästina zu schmuggeln. Als Eliane jedoch im Hafen ankommt, ist die Exodus längst überfüllt. In ihrer Verzweiflung überredet sie einen Funker, sie mit ihrer heißen Fracht als blinden Passagier an Bord zu nehmen.

 [Der Titel im Katalog](#)